

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 42 (1966-1967)
Heft: 12

Artikel: Ich glaube wirklich an den Storch : der Versuch der Storchenansiedlung in unserem Land
Autor: Bloesch, Max
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079718>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ich glaube wirklich an den Storch

Der Versuch der Storchensiedlung in unserem Land.

Von Max Bloesch

Seit dreißig Jahren interessiert sich Max Bloesch für den Storch, und seit neunzehn Jahren widmet er diesem Tier jede freie Stunde und seine ganzen Ferien. Nach vielen Rückschlägen ist es ihm gelungen, den Storch in unserer Gegend wieder heimisch werden zu lassen. In Altreu bei Solothurn hausen heute über sechzig Störche – und bald wird hoffentlich wieder auf manchem Kirchturm oder Bauernhaus ein Storchennpaar nisten. – Allein wird das aber wohl Max Bloesch nicht schaffen. Er braucht Helfer, die den Versuch aufnehmen und erweitern.

B. H.

Die Anfänge meiner Ornithologie liegen wohl in Möriken am Bielersee. Dort beobachtete ich während meiner Ferien schon als Bub die frischgeschlüpften Haubentaucher im Schilf und sah aus sicherem Versteck der Fütterung der Teichrohrsänger zu oder freute mich am emsigen Zu- und Wegfliegen der Mehl- und Rauchschwalben am Bauernhaus der Großmutter.

Und als ich dann in Olten die Bezirksschule besuchte, war mir mein Lehrer von Burg eine große Hilfe. Auf den langen Exkursionen mit ihm um den Born herum, über Boningen und Kappel, lehrte er mich die Vögel am Gesang zu unterscheiden.

Bei dieser Gelegenheit, es mag im Jahr 1926 gewesen sein, kam ich auch mit dem Storch in Kontakt: Plötzlich wurde es dunkel über mir, ein Schatten streifte mich – ich sah einen Storch auf dem Horst über einem Bauernhof zur Landung ansetzen. Er fütterte seine fünf Jungen aus dem Kropf und strich wieder ab...

Bis zum letzten Horst

Als Mitglied einer ornithologischen Vereinigung aber wußte ich: das ist einer der wenigen Störche, die noch in unserem Lande brüten. Wie viele der großartigen Segler hier aber noch zu Hause waren, konnte niemand mit Sicherheit sagen. Und so entschloß ich

mich, der Sache einmal gründlich nachzugehen.

Ich entwarf einen Fragebogen, den mir meine Fuchse von der Mittelschulverbindung von Hand vervielfältigten und in alle Gemeinden des Kantons Solothurn verschickten. Die Kosten für Papier, Porto und Rückporto wurden aus dem eigenen Sack berappt.

Die Fragen lauteten etwa wie folgt: Haben in Ihrer Ortschaft je Störche gebrütet? Wenn ja, brüten heute noch solche oder wann haben sie zum letztenmal gebrütet? Welche Ursachen geben Sie an für das Verschwinden der Störche? Erscheinen in Ihrer Ortschaft einzelne Störche oder Paare, die wieder abziehen und wie lange bleiben sie? Welches ist oder war der Standort des Nestes (Baum, Dach etc.)? Sind Ihnen Ortschaften bekannt, wo der Storch heute noch brütet?

Die Ergebnisse der Solothurner Statistik lauteten: 1900 waren noch 17 Nester bewohnt; 1910 noch 15, 1920 noch 10, 1930 noch eines, und 1933 war die letzte Brut in Kestenholz. Als Gründe für das Verschwinden wurden vor allem Meliorationen und das damit zusammenhängende Verschwinden der Frösche angegeben.

Diese Feststellungen schienen mir aber noch zu wenig aufschlußreich, weshalb ich meine Statistik, als ich später als Turnlehrer nach Winterthur kam, auf die ganze Schweiz ausdehnte. Weitere 1600 Rundschreiben mußten verfaßt werden, die ich an Schulen und Pfarrämter aller Ortschaften unter 700 Meter über Meer versandte, da der Storch ja nicht über diese Grenze hinaufsteigt.

Die Zahlen, die ich nun zusammenstellte, waren erschreckend: Im Jahr 1900 hatte man rund 140 besetzte Nester in der Schweiz gezählt, 1910 noch 90, 1920 sank die Zahl auf 50, und 1930, als ich mit meiner Statistik anfang, klapperte es nur noch auf 16 Nestern! Der Rückgang des Brutbestandes an Störchen war alarmierend. Und um es vorweg zu nehmen: im Jahre 1950 war auch der letzte Horst verwaist!

Fehlende Frösche?

Langsam reifte in mir die Idee, in der Schweiz wieder Störche anzusiedeln. Um hier aber richtig vorgehen zu können, mußte ich zuerst wissen, warum diese Vögel mehr und mehr die Schweiz mieden. War es wirklich wegen des Fehlens geeigneter Nahrung?

In Deutschland wurde der Storch damals noch gejagt, und man machte dort interessante Untersuchungen des Mageninhaltes geschossener Störche. Dabei zeigte sich nun, daß sich der Storch, wie allgemein angenommen, gar nicht nur mit Fröschen ernährt, sondern recht eigentlich ein Allesfresser ist:

43 Prozent aller Störche, die man untersuchte, hatten Mäuse, Maulwürfe und andere kleine Landtiere gefressen, 42 Prozent wiesen in ihrem Magen Wassertiere auf, vor allem Grasfrösche, seltener Wasserfrösche – und Kröten schienen die Störche nur zu nehmen, wenn sie wirklich nichts anderes mehr fanden. Sozusagen alle Tiere, nämlich 94 Prozent, hatten Insekten im Magen, und zwar nahmen sie hier alles, was sie kriegten: Laufkäfer, Wasserkäfer, Heuschrecken, Mücken und so weiter. Auch wirbellose Tiere frißt der Storch gern: Regenwürmer sucht er in Mengen zur Fütterung der Jungen, Schnecken seltener – man beobachtete aber auch, daß Störche ihren Jungen Häuschen-Schnecken brachten – wahrscheinlich um sie so mit Kalk zu versorgen.

Wenn der Storch also eine so abwechslungsreiche Speisekarte hatte, so sollte es eigentlich nichts ausmachen, wenn das eine oder andere Beutetier wegfällt. Und die Frage, ob es bei uns noch genug Gebiete gebe, die aus der Fülle dieser Nahrung etwas bieten können, mußte unbedingt bejaht werden. Sicher bestand kein zwingender Zusammenhang zwischen Storch und Frosch, sonst hätte es ja rund um den Bielersee, wo man so viele Frösche findet, immer noch Störche geben müssen, was aber nicht der Fall war.

Nun, je länger ich hinter der Sache



Illustrationen Sabina Schroer

her bin, desto weniger glaube ich, daß hier die alleinige Ursache zu suchen ist. Was aber genau für das Verschwinden der Störche verantwortlich ist, das weiß ich bis heute noch nicht. – Möglicherweise hat der Storchenzug einen Einfluß. Der Storch ist ja ein Wandervogel, der jedes Frühjahr aus seinem zentral- und südafrikanischen Winterquartier wieder zu uns zurückkehrt. In Deutschland wurde der Storchenzug in den dreißiger Jahren genau erforscht. Man stellte dabei zwei Routen fest: diejenige der sogenannten Ostpopulation, die über Griechenland nach Ägypten und dann das Niltal aufwärts führt, und diejenige der Westpopulation, die über Frankreich und Spanien nach Afrika führt. Die Zugscheide, also die Linie, welche die beiden Züge trennt, liegt ungefähr 100 Kilometer östlich vom Bodensee, und alles, was westlich davon liegt, also ein großer Teil Deutschlands und auch die Schweiz, gehören zur Westpopulation. Und da ist zu sagen, daß diese Westpopulation schon immer viel schwächer war als die Ostpopulation: In England gibt es keine Störche, und auch in Frankreich hat es

nur im Elsaß Brutstörche.

In der Schweiz wurden früher keine Störche beringt, und man hatte deshalb keine sicheren Unterlagen, welche Tiere wohin zogen und wohin zurückkehrten. Und als der Storch in der Schweiz auf dem Aussterbeetat stand, durfte eine Beringung nicht mehr gewagt werden. Wenn nämlich ein Storchpaar im Jahr darauf nicht mehr an seinen früheren Standort zurückgekehrt wäre, hätte man die Schuld kurzerhand der Beringung zugeschrieben, obwohl das natürlich kaum mit gutem Gewissen behauptet werden kann. Heute reagiert man allgemein etwas aufgeklärter, und man klagt uns nicht mehr an, weil wir die Störche beringen. Schade ist nur, daß wir mangels Beringung nun keine Ahnung haben, wo unsere ehemaligen Schweizer Störche überwintern.

In Verbindung mit der Vogelwarte Sempach wollte ich nun meinen Ansiedlungsversuch vorbereiten, denn ich überlegte, daß es wohl einfacher wäre, zu einem Erfolg zu kommen, solange der Storch noch Brutvogel sei bei uns, als wenn er einmal ganz ausgestorben sei. Die Gebiete von Deitingen im So-

lothurnischen, von Wangen an der Aare und von Niederbipp im Bernischen faßte ich dabei als geeignet ins Auge und hoffte, von Deutschland einige Störche zu bekommen und dann bei uns heimisch werden zu lassen. Aber noch sollte es nicht klappen – der Krieg kam und begrub meine schönen Pläne für viele Jahre!

Nöld ist die Rettung

Erst 1946 konnte ich die Arbeit wieder aufnehmen, und ich war sehr froh, von Dr. Schifferli, dem Leiter der Vogelwarte Sempach, jede Unterstützung zu erhalten. Die finanziellen Mittel allerdings mußte ich selber beschaffen. Aber auch da fand ich Rat und Tat.

Zunächst das Gelände! Das Gebiet von Deitingen, das mir so gut gepaßt hätte, war inzwischen entwässert worden und man dachte an die Ansiedlung von Industrie. Als ich dann jedoch das Problem einmal mit einem meiner Lehrerkollegen erörterte, meinte dieser: «Du, da ist doch der Nöld Heiri in Altreu, der Jagdaufseher. Hast du den einmal gefragt? Der weiß sicher eine Lösung!» Und wirklich, wir fanden sie. Dieser liebe Nöld stellte mir sein Gelände von 18 Aren, alles Matte, ohne langes Zögern zur Verfügung, und er sicherte mir sogar zu, die Betreuung der Versuchstiere zum Teil zu übernehmen! Ich hatte ihm erklärt, daß ich ihm keinen Lohn und keinen Zins für das Land bezahlen könne, höchstens die Unkosten. – Und mit allem war er einverstanden! Nöld baute sich auf dem Gelände sogar ein kleines Chalet, in das er alsbald aus seinem langjährigen Stammquartier, dem in der Nähe gelegenen Gasthof «Zum grünen Affen», umzog.

Nun fehlten nur noch die Störche. Woher sollte ich sie nehmen?

Ich setzte mich mit dem Straßburger Ornithologen Schierer in Verbindung, der im Elsaß die gleichen Fragen untersuchte wie ich in der Schweiz. Nur war er in der glücklichen Lage, noch über Störche zu verfügen. Er sicherte mir zu, daß er mir wenigstens zehn bis zwölf Jungtiere gratis für meinen Start verschaffen

Storch

könne. Wir verhandelten ohne großes Aufsehen zu machen, und alles schien in Ordnung. Das war aber ein Fehler: Als nämlich Schierer die versprochenen Störche in der Umgebung einsammeln wollte, gab es eine regelrechte kleine Revolution, der Maire tauchte auf und machte uns klar, daß die ganze Gegend entschlossen sei, ihre Störche zu behalten!

Also versuchten wir es umgekehrt: Wir machten so viel Publizität wie möglich, klärten überall auf – und fanden auf der ganzen Linie ein sehr sympathisches Entgegenkommen. Zwölf Störche konnte ich in die Schweiz einführen!

Sie kamen nach Altreu. Dort hatten wir Horste vorbereitet auf ungefähr zwei Meter hohen Telephonpfosten. Darauf setzten wir unsere Eingebürgerten und fütterten sie. Fischer brachten uns jeden Tag kostenlos eine Ladung Fische, der Tierarzt verschaffte uns die totgeborenen Kälber, welche die Bauern sonst doch nur verlochten, und verdokterte erst noch unsere Störche gratis.

Diese ersten Störche haben wir kupiert, wie das ja auch bei allen freilebenden Zoovögeln gemacht wird, damit sie nicht wegfliegen. Sie sollten mir für Junge sorgen, die wir dann freilassen und in der Nähe ansiedeln wollten. Aber das brauchte Zeit, denn der Storch benötigt drei bis vier Jahre bis zur Geschlechtsreife. Und die Paarbildung war alles andere als einfach, Störche sind ziemlich heikel in der Wahl des Partners. Und Männchen oder Weibchen – das ist praktisch schwer zu unterscheiden. Heute weiß ich zwar, daß der Schnabel des Weibchens meist etwas graziler und weniger lang ist, während derjenige des Männchens vorn ein bißchen ansteigt. Auch ist das männliche Tier in der Regel etwas größer. Aber mit Sicherheit ist das oft nicht auszumachen.

Der erste Winter war für die Jungstörche sehr hart. Einige gingen ein, und der Bestand mußte von Jahr zu Jahr wieder ergänzt werden – aus dem Elsaß, der Tschechoslowakei und aus Jugoslawien. Diesen neuen Tieren

stutzte ich dann die Flügel nur noch, so daß die Schwingen wieder nachwachsen konnten, was für ein späteres Aussetzen ja unbedingt nötig war. Ich schnitt ihnen also gleichsam die Fingernägel und ließ den größeren Eingriff des Kupierens, der einer Amputation der Hand gleichkommt, weg.

1957 endlich schritten meine Nummern S-24 (männlich) und S-30 (weiblich) zur Brut. Ich sah es schon kommen, als die beiden Tiere miteinander schnäbelten. Und wirklich, drei Wochen später lagen drei Eier im Nest, aus denen nach zirka 32 Tagen die jungen Störchlein schlüpften.

Diese Jungen ließen wir frei. Sie sind aber leider später eingegangen oder entflohen und wahrscheinlich umgekommen... Ich hätte sie wohl besser in Gehegen gelassen wie die andern Störche.

17 Stunden täglich

Um das Leben der Störche ganz genau kennen zu lernen, beobachtete ich sie bisweilen während zehn Tagen ohne Unterbrechungen. Siebzehn Stunden von vierundzwanzig stand ich persönlich auf dem Posten, die übrige Zeit lösten mich Helfer ab.

Der Nestbau obliegt vorwiegend dem Männchen. Es fliegt als erstes den Horst an und bringt, falls die Lage als gut befunden wird, sogleich den ersten Knebel zum Gerüst des Nestes. Und nun wird Tag für Tag das Heim vervollständigt – rund drei Monate lang, über Eiablage und Brut hinaus, bis die Jungen ausfliegen. Manchmal vollbringen diese Väter wahre Kunststücke mit der Balance von Ästen bis zu etwa anderthalb Meter Länge. Auf die grobe Grundlage betten sie feineres Material, Heuresten etwa oder auch Mist. Und so entsteht in der Mitte langsam eine Mulde von ungefähr dreißig Zentimeter Durchmesser und vier bis fünf Zentimeter Tiefe. Nur ganz bescheiden hilft das Weibchen bei dieser Detailarbeit.

Ist das Bett bereit, so ist das ein sicheres Zeichen dafür, daß die Eiablage bald erfolgen wird. Dann wird meist jeden zweiten Tag ein Ei gelegt,

seltener auch noch in größeren Zeitabständen.

Unsere Störche legten mehrheitlich vier bis fünf Eier, also gleich viele wie die Tiere in der freien Natur. Selten hatten wir sechs Eier. Die Größe entspricht derjenigen von gewaltigen Hühnereiern, etwa sieben Zentimeter lang und fünf Zentimeter breit. Die Gewichte liegen im Durchschnitt bei 100 bis 110 Gramm.

Um genau festzustellen, wann die Eiablage erfolgt, schaute ich bei einem gefangenen Storch jede Stunde im Nest nach und fand heraus, daß meist am Morgen früh zwischen zwei und vier Uhr gelegt wird.

Sehr interessant war, daß, obwohl die Eier zwar in Abständen von zwei Tagen gelegt wurden – doch fast alle Jungen innerhalb von zwei Tagen schlüpften. Das hat die Natur großartig eingerichtet – ein Jungstörchlein, das erst sechs Tage später ausschlüpfen würde, wäre nämlich so viel kleiner und schwächer, daß es neben seinen älteren Geschwistern nicht bestehen könnte und verhungern müßte, weil ja die fütternden Eltern nur ihren Kropfinhalt ins Nest leeren und sich dann jedes Junge schon selber für sein Futter wehren muß.

Ich numerierte die Eier und bezeichnete nachher auch die Jungen mit einem Farbband. Nach 31 bis 34 Tagen wurden die Eier von innen aufgebohrt, und zwar schlüpfte manchmal Nummer 1 zuerst, oft aber auch Nummer 2. So fand ich die Lösung für das gleichzeitige Schlüpfen: Der Storch fing immer erst nach Legung des zweiten oder dritten Eies an, ständig zu brüten. Die zuerst gelegten Eier wurden also anfänglich weniger warm gehalten, was dann dazu führt, daß sie verspätet, also zusammen mit den später gelegten Eiern springen. So kommt es, daß das Fünfergelege, welches innert acht Tagen gelegt worden ist, insgesamt nicht länger als fünfzig Stunden braucht, bis alle Jungen geschlüpft sind. In einem Fall aber kam das letzte Junge, das erst 50 Stunden nach dem ersten geschlüpft war, doch nicht auf – es war zu klein, um sich

gegen seine Geschwister zu behaupten. In der freien Natur muß man allerdings zufrieden sein, wenn drei Junge aus einem Gelege aufkommen.

Nach zehn Wochen sind die Jungen flügge.

Algerien retour

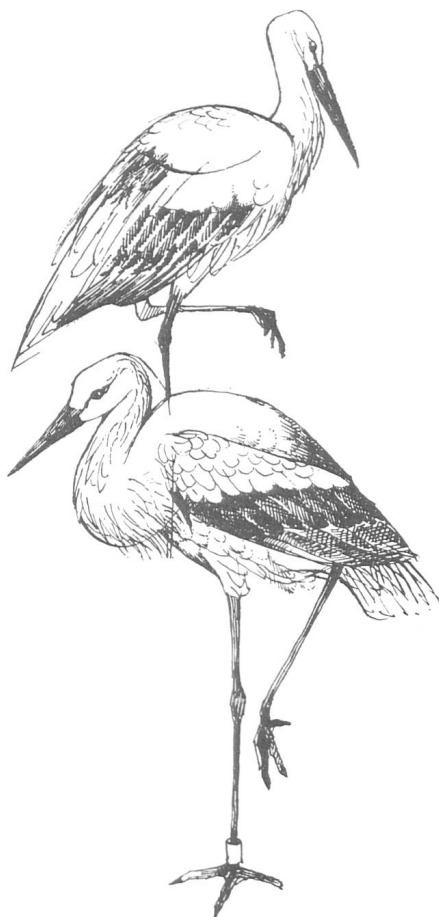
Um eine Ansiedlung wirklich zum Erfolg zu führen, suchte ich nach einem Weg für einen Versuch im großen Maßstab. Ich überlegte hin und her, und dann kam mir der Zufall zu Hilfe: Eines Tages weilte ich in Niederglatt, wo sich ein Ornithologe für eine Storchenaufzucht interessierte. Wir errichteten auf einem kleinen Schuppen einen Horst, und ich stellte ihm zwei Störche zur Verfügung. Das Fernsehen schickte einen Mann, der sich sehr für meine Arbeit begeisterte und wie wild filmte. Er stellte sich vor: «Tilgenkamp.»

Dieser vielgereiste Dr. Erich Tilgenkamp, den fast jeder Schweizer wohl dem Namen nach kennt, hörte sich meine Sorgen an und meinte darauf: «Sie wollen Störche? Das ist doch kein Problem! Kommen Sie mit mir einmal nach Algerien – dort sitzen sie auf jedem Dach!»

Ich entgegnete, daß eine solche Expedition doch viel zu teuer käme für meine Schullehrerfinanzen. Aber er tröstete mich: «Ich werde es arrangieren, daß Sie das gar nichts kostet. – Die Air France wird uns und unsere Störche gratis und franko spedieren, wenn wir als Gegenleistung zwei Televisionssendungen bringen und den Namen der Fluggesellschaft in einer Publikation nennen. – Ich erwarte also Ihren Bericht!»

Und natürlich sagte ich zu – das Angebot war verlockend. Auch Doktor Schifferli war einverstanden: «So gang doch!» meinte er, «und kläre ab, ob die Störche in Europa seßhaft gemacht werden können, das heißt, ob sie nach ihrem Afrikazug je wieder in unsere Gefilde zurückkehren, wenn man sie hier aufzieht und an die Gegend gewöhnt!»

Und so flogen wir also Ende Mai 1955 über Marseille nach Algerien.



Vom Gouverneur von Algier hatten wir die Erlaubnis zur Horstentnahme von drei Dutzend Jungstörchen! Wir dankten ihm dafür anlässlich eines Höflichkeitsbesuches, mieteten dann ein Auto und fuhren nach Mirabeau, ungefähr 100 Kilometer östlich von Algier.

Was ich dort antraf, überstieg alle meine Erwartungen: wohl 150 besetzte Horste konnten gezählt werden, viele davon auf Bäumen! Störche so viel ich nur wollte! Auf der Farm Noël, die einem französischen Siedler gehörte, war die Konzentration unübertroffen: sie beherbergte dreißig Nester, vierzehn davon allein auf der Scheune; auf dem Wohnhaus thronten vier und auf einem mächtigen Eukalyptusbaum nicht weniger als elf! Da die Dächer eine viel flachere Neigung aufweisen als die Dächer hierzulande, war es für die Tiere ganz ideal, hier zu nisten.

Drei Tage lang filmte nun Dr. Tilgenkamp, und ich konnte meine Beobachtungen machen. Einen Frosch sah oder hörte ich überhaupt nicht während dieser Zeit. Die Froschtheorie war also endgültig erledigt! Aber Insekten gab es zum Fressen, und wenn

ein Bauer pflügte, so stelzten immer sieben bis acht Störche hinter dem Traktor her und pickten sich ihr Menu zusammen. – So mag es früher auch bei uns einmal ausgesehen haben...

Die Störche von Mirabeau fliegen mit zehn Wochen und verlassen das Dorf im Herbst, um im Frühling wieder zurückzukehren.

Zum Einfangen der Störche stiegen wir auf die Dächer und nahmen die Kleinen aus den Nestern. Aus der Schweiz hatten wir Kartonschachteln mitgenommen, und in diesen reisten unsere 36 Störche dann bis in den Zoo von Algier. Dort lösten sich die Behältnisse aber regelrecht auf – die Störche hatten wacker gekotet. Zum Glück fanden wir in einer nahen Kistenfabrik soliden Ersatz: praktische kleine Harasse aus Schindelholz, etwas größer als diejenigen, die man für den Versand von Südfrüchten verwendet. Wir legten Stroh hinein und plazierten immer zwei Störche in eine Kiste. Am Abend wurde dann noch gefüttert, am Morgen geputzt, und dann ging es ohne Futter bis Basel, wo bereits das Mittagessen bereitstand.

In Altreu angekommen, legte ich immer drei bis vier etwa gleichgroße Störche in eine der bereitgemachten Kojen, um zu beobachten, ob sie sich auch gut vertragen. Aber die Tiere waren offenbar von der Reise so beeindruckt, daß sie sich schön in Ruhe ließen.

Erfolg in Dietwil

Von den 36 Jungstörchen stutzte ich nur zwölf die Schwingen, die andern ließ ich «ungeschoren». Und im Herbst machten sich die freigelassenen dann bereits auf ihren ersten Zug nach Süden. Ab und zu kam eine Meldung, daß einer meiner Störche im Rhonetal gesehen worden sei, dann aber wurde es still – denn in Afrika nimmt man sich sicher nicht die Mühe, uns beringte Störche zu melden.

Nun hieß es abwarten. Im nächsten Sommer, 1956 – keine Meldung. 1957 aber berichteten die Vogelwarte Sem-pach und ein privater Vogelliebhaber

Storch

zur gleichen Zeit: In Dietwil im südlichsten Zipfel des Aargaus seien beringte Störche gesehen worden!

Das elektrisierte mich nun gründlich. Ich bewaffnete mich mit einem geliehenen Fernrohr und strebte per Zug und Velo gen Dietwil. Richtig... dort auf der Wiese standen Störche! Ich sah sofort, daß mindestens der eine einen Schweizer Ring trug, der andere war offenbar «ein Deutscher». Die Nummern aber konnte ich nicht lesen, denn die Störche stelzten immer weiter. Es gab nichts anderes, als am Fernrohr zu sitzen, bis sie einmal Siesta machten.

Plötzlich hielten die Tiere inne und begannen ihr Gefieder zu reinigen. Nun konnte ich endlich die Zahl festhalten: S 124! Das war also einer meiner Algerier! – Der zweite ging unerkannt durch die Latten.

Dieser S-124 war zweijährig, also noch zu jung, um zu brüten. Es fragte sich nun, ob er den Horst, den ich in Dietwil plazierte, befliegen würde oder nicht. – Er wollte aber noch nicht seßhaft werden, denn nach kurzer Zeit berichtete man mir, die Störche seien wieder weg.

Nach ein paar Tagen meldeten sie sich wieder: S-124 war in Etzwilen im Thurgau gesehen worden. Sofort sandte ich einen Horst dorthin, denn ich habe für solche Fälle immer Horste in Reserve. In Etzwilen befestigte man den Horst auf einer Scheune, und der Storch kam tatsächlich vom Ried zurück und nahm ihn in Besitz. Einen Sommer lang blieb er als Einsiedler dort, dann, Ende Juli verschwand er...

Die große Frage war nun, ob S-124 im folgenden Frühling wieder den Etzwiler Horst aufsuchen werde – und er kam wirklich! Nun hoffte ich, ich könnte ihm einen Partner vermitteln und ihn vielleicht sogar zur Brut bringen – aber, bevor ich etwas unternehmen konnte, kam die Meldung, der Storch sei abgezogen. Hierauf kam von der Vogelwarte Radolfszell die Nachricht, S-124 horste auf der Kirche in Märkt bei Basel und hätte drei Junge! Es sei übrigens ein Männchen!

Dieser Erfolg war für mich entscheidend. Einer war zurückgekommen und brütete nun, wenn auch nicht gerade bei mir, so doch in nicht allzu weiter Umgebung.

Paare in Freiheit

Das gab mir Mut, und wir setzten nun unsere Importe über die folgenden Jahre hin fort.

Das Vorgehen in Altreu blieb sich gleich: einen Teil ließen wir frei und einen Teil der Tiere behielten wir, um die «Familie» zu vergrößern. Ich wollte sie die Wartezeit bis zur Brutreife, die mit drei oder vier Jahren eintritt, hier verbringen lassen, um so die vielen Gefahren, die jeweils der Zug mit sich bringt, zu meiden. Zudem schien es mir zu unsicher, daß die Störche hierher zurückkommen, wenn sie sich nur einen kurzen Sommer lang an die Örtlichkeit gewöhnen konnten.

So behielt ich jeweils 20–30 Störche zurück, während die übrigen auf dreißig Horste bis nach Sankt Margrethen übers ganze Land verteilt wurden. Bis jetzt ist außer S-124 keiner mehr heimgekehrt. Wir wissen also von all den freigelassenen jungen Störchen nicht, wo sie sich aufgehalten haben, nicht, wieviele umgekommen sind, wo und wie.

Für mich wurde damit eines klar: ich mußte die Störche länger in der Schweiz behalten, nämlich so lange, bis sie sich hier heimisch fühlten, sich in der Freiheit zu Paaren zusammensetzten und sich so für eine erste Aufzucht frei an den Ort banden.

Im Frühling 1959 bildeten sich unter den im Gehege gehaltenen Tieren Paare. Zwei klapperten einträchtiglich und verteidigten ihren Platz gegen alle andern. Junge Paare nahmen die Bodenhorste in Besitz und richteten sich darauf ein.

Als mir auffiel, daß Nummer S-127, der auf Nölds Dach wohnte, mit dem Weibchen Nummer S-150, das dreijährig war und von Didenheim im Elsaß stammte, Zärtlichkeiten austauschte, stutzte ich den beiden die Flügel nicht mehr, sondern behielt sie nur noch im überdeckten Gehege. Und

im Frühling übers Jahr entschied ich, sie wieder der Freiheit zu übergeben – allerdings, nicht ohne vorher dem Paar eine Auswahl an Horsten in der Umgebung bereitgestellt zu haben, damit sie nicht etwa wegen Wohnungsmangels wegzögen.

Als ich das Gehege öffnete, zogen sie aus und ließen sich prompt auf dem nahen Chalet nieder, wo sie vorerst übernachteten. Und bald brachte das Männchen den ersten Ast, es wurde gebaut – und kurz darauf waren drei Eier zu sehen. Das Glück war aber von kurzer Dauer. Kein Junges schlüpfte aus, und nach einigen Wochen verbrannte das Weibchen an einer Starkstromleitung.

Nummer S-127 war also Witwer, und ich beließ ihn in Freiheit. Als dann Anfang Januar meine Nummer S-132 anfang zu fliegen, ließ ich auch dieses Tier frei – und zu meiner Überraschung gesellte es sich bald zum Witwer auf den Horst. Das Paar war wieder komplett. Die beiden hatten ein Junges, und seit 1961 sind sie immer beisammen auf dem gleichen Horst geblieben und haben jedes Jahr Junge. – Ob sie wohl ihr ganzes Leben hier bleiben werden?

Mir zeigte dieser Versuch, daß Paare, die sich hier bilden und im Frühjahr freigelassen werden, mit großer Wahrscheinlichkeit auch festen Fuß fassen.

Gerne hätte ich diesen Erfolg wiederholt. 1962 bildete sich wieder ein Paar, das hinter dem Haus blieb und brütete. Aber auch hier geschah ein Unglück: Kinder fanden Überreste des Tieres am Waldrand, und gegen den Herbst hin eruierte dann die Polizei, daß ein Spanier, der in der Gegend pflügte, unseren Storch gebraten hatte...

Zwei weitere Paare ließ ich 1964 ebenfalls frei, worauf ein richtiges Kesseltreiben begann: Der alteingesessene Chalet-Storch beanspruchte einfach alle umliegenden Horste für sich, auch wenn es nur war, um von ihnen in die Gegend hinaus zu blicken! Flo-gen die wohnungssuchenden Paare einen Horst an, so vertrieb sie der flug-

Dschina, il Donnone

Erzählung von Cristoforo Colombo

gewohntere Habitué mit aller Heftigkeit. Das eine Paar nahm dann einen niedrigeren Horst vor dem Chalet in Beschlag, und das war dem Chalet-Herrn offenbar recht – denn darauf konnte er ja hinunterschauen!

Das zweite Paar ließ sich auf der Scheune nieder und begann dort die Flügel zu putzen. Der Chalet-Storch schaute herüber... und schon brauste er im Tiefflug heran. Die Federn stoben nur so, der eine der Angegriffenen machte eine regelrechte Hechttrolle und der andere kugelte über das Dach herunter. Nach diesem Angriff mußte das Paar eine andere Wohnung suchen – es ließ sich in einiger Entfernung auf dem Schützenstand nieder. Dort zog es zwei Junge auf, verließ aber im folgenden Jahr die lärmige Stätte wieder und baute sich einen neuen Horst in der Nähe.

In den letzten drei Jahren brüteten in Altreu ständig neun Paare frei, und ich konnte nun daran gehen, weitere «Filialen» zu gründen.

Zum Beispiel gab ich einem Polizisten in Staad bei Grenchen einige gestutzte Bodenstörche, welche die andern an die Gegend binden sollten, und dazu im Oktober 1966 noch zwei Brutpaare. Dieses Frühjahr standen nun fünf Horste in Staad, und die Störche wurden freigelassen, ganz wie bei mir. Obwohl Staad nur fünf Kilometer von Altreu entfernt ist, blieben die Tiere dort seßhaft. Ein Paar bezog einen Horst auf einem Bauernhaus, das andere harmonierte aber nicht recht. Es bezog keinen Horst, und das Weibchen verunglückte bald darauf. Das erste Paar aber hatte fünf Junge.

Und so könnte es nun weitergehen. Da und dort in der Schweiz könnte das gelingen, wenn ich genug Menschen fände, die sich für einen ganzen Versuch zur Verfügung stellen würden. Und das heißt nicht weniger, als daß sie mindestens sechs Jahre bei der Stange bleiben müssen! Bis die Vögel gepaart und seßhaft sind. Sechs Jahre ohne Ferien, aber mit vielen Freuden verspreche ich jedem, der da mitmacht. – «Gesucht Menschen, die wieder an den Storch glauben!»



ohne von Drittpersonen gehört zu werden, konnte man im großen Fabrikssaal seine Meinung austauschen. Der zu einem wasserfallartigen Dröhnen verschmolzene Lärm der Motoren, Antriebsköpfe der Maschinen und ihrer beweglichen Teile verlangte sogar, wenn man sich verständigen wollte, besondere Anstrengung der Lungen und Stimmbänder. Man vermochte ungehemmt über einen Mitmenschen zu reden, der ahnungslos einige Schritte nebenan arbeitete. So verleitete die Undurchdringlichkeit eines Lärms zu Unverschämtheiten.

Im Zuge der in immer kürzeren Zeitabständen notwendigen Erneuerungen des Maschinenparks waren Mechaniker und Fabrikmaurer dabei, eine der älteren Maschinen abzubauen. Die Schlosser beschäftigten sich hierbei mit dem Auseinanderschrauben der Einzelteile vom Ganzen, während die Maurer die Verbindungen und Verankerungen mit dem Boden ausbrachen, diesen hierauf vorbehandelten, um später Fundamente zu erstellen und neue Platten einzulegen.

Zwei der am Boden knienden und kauern Männer führten eben, ohne ihre Arbeit zu unterbrechen eines der unverschämten Gespräche: «Du Fritz, schau einmal diese da!» Er stieß seinen Gehilfen mit dem Ellbogen an und deutete auf eine Italienerin, die eben ihren Platz an der Spinnmaschine verlassen hatte. Wie auf dem Laufsteg einer Modeschau stolzierte das Mädchen zum Brunnchen, wo es vor dem Spiegel stehen blieb und sich den Haarschopf zurechtkämmte. Fritz schaute ihr nach. «Ein schönes Weibchen», gestand er, «aufs modernste gekleidet. Wer um sie werben würde, verriete keinen üblen Geschmack. Schau, dort kommt noch eine, da noch eine, und jene Gruppe scheint die Hauptmacht zu sein. Wahrscheinlich sind es Schichtarbeiterinnen, die eben die Pause antreten.»

Jede der jungen Fremdarbeiterinnen suchte die andere an Schönheit, Grazie und stolzem Gehen zu übertreffen. Sie drängten sich vor dem Spiegel, kämmten und drückten ihre Haare zurecht, wiegten und drehten ihre schlanken Gestalten, um sich dann in die Kantine zu begeben.

«Du bist noch ledig, Fritz; ich an deiner Stelle würde mir eines dieser Mädchen aussuchen.» Fritz wehrte sich: «Das Äußere täuscht oft. Wohl sehen sie ausnahmslos vorteilhaft aus, aber was steckt dahinter? Wozu dieses theatralische Getue? Schau dir jene dort an in den eng anliegenden Hosen. Gewiß muß sie vor dem Anziehen der engen Röhren ihre Waden einseifen. – Und der noch straffer gespannte Pullover! – Und jene dort mit den Purpurlippen und den noch röteren Fingernägeln! Wie deutest du daraus ihren Charakter?»

Der andere zuckte die Schultern: «Sie gehen eben nach der Mode, nach ihrer Mode. Von dem, was sie besitzen, streichen sie wahrscheinlich das Vorteilhafteste heraus.»

Der Schlosser Valentin, der in nächster Nähe kniete, um die Bodenschrauben der Maschinenfüße zu lösen, war dem Gespräch gefolgt und mischte sich ein: «Ihr seid weniger oft hier als ich und kennt sie darum nicht so gut. Gewiß, ihr Auftreten ist theatralisch. Ohne zu tun, als ob sie es wüßten, lenken sie die Aufmerksamkeit auf sich. Das ‚So-tun‘ ist ein Bestandteil ihres Lebens. Ich kenne mich aus, ich arbeitete einige Jahre in Italien. Dort genießen die jungen Leute viel mehr Freiheit, bleiben aber auch viel mehr einem ‚freien‘ Schicksal überlassen. Von den dreißig Weibchen, welche da vorübergingen, sind einige bereits Mütter. Hier fühlen sie die Möglichkeit eines anständigen Lebenswandels. Das Verlangen aber, bewundert zu werden, legen sie nicht ab. Es liegt ihnen im Blut. Jede einzelne ist eine gute Arbeiterin. Sie passen sich gerne der strengen Fabrikordnung an. Was sie nicht begreifen können, ist die Miete, welche sie für ihre Zimmer bezahlen müssen, und der Umstand,